

Krieg dem Kriege

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): - **(1909)**

Heft 15-16

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-802828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Friede.

Offizielles Vereins-Organ des Schweizerischen Friedensvereins.

Sprechsaal der Friedensfreunde des In- und Auslandes

enthaltend das

Bulletin des Internationalen Friedensbureau in Bern.

Abonnementspreis per Jahr: In der Schweiz Fr. 2. — (für Mitglieder und Nichtmitglieder); im Weltpostverein portofrei Fr. 3. 60. Einzelne Exemplare à 10 Cts. Inserate per einspaltige Petitzeile 15 Cts., für Jahresaufträge nach Uebereinkunft. — Das Blatt erscheint am 20. jeden Monats in einer Doppelnummer von 6–8 Seiten. Redaktion: Für das Zentralkomitee des Schweizerischen Friedensvereins, R. Geering-Christ, „Im Wiesengrund“, Bolltingermühle bei Basel. Einsendungen sind an letztere Adresse zu richten.

Annoncen nehmen die Haller'sche Buchdruckerei in Bern, sowie sämtliche Annoncenbureaux entgegen.

Inhalt: Motto. — Der Menschheit Schande. — Krieg dem Kriege. — Es müssen doch schöne Erinnerungen sein (Feuilleton). — Ein Aufruf an die akademische Jugend Deutschlands. — Auch ein Circulus vitiosus. — Lese Früchte. — Literatur. — Briefkasten. — Der Friedenskongress verschoben!

Motto.

Ist nicht jede Hoffnung in Wahrheit ein Glaube an ein in der Zukunft verwirklichtes Ideal und gibt es eine gesunde Seele ohne Hoffnung?

Lehrer Gottlieb Stucki, 1854–1908).

Der Menschheit Schande.

In allen Staaten wird gerüstet. Ueberall im alten Europa, in Amerika und in Japan werden neue Kredite gefordert, indem auf die nötige Sicherung des heiligen Vaterlandes hingewiesen wird. Und die Forderungen werden bewilligt; das Letzte wird freudig geopfert auf dem Altar des Vaterlandes. Was tut's, man spart dafür anderswo, z. B. an der Schule und an sogenannten Volkswohlfahrtseinrichtungen. Und neue Steuern finden sich immer wieder. Wenn die Junker die Geldsäcke ihrer Ahnen nicht durch eine Erbschaftssteuer erleichtert wissen wollen und dabei auch ein tüchtiger Kanzler über die Klinge springen muss, so schadet das nichts, man kann immer noch die Lebensmittel des Arbeiters oder die Verkehrsmittel besteuern.

So rüsten sie alle, die guten Freunde, die einander bei ihren Besuchen so viele schöne Phrasen vom Frieden vorleiern! Das ist gar kein Widerspruch: durch neue Gewehre, Geschütze, Panzer und Luftkreuzer wird ja der Frieden gefestigt und erhalten, das wussten schon die Römer, so sagen sie!

Und sie schämen sich nicht! Sie sind so blind, dass sie ihre Schande nicht sehen und nicht merken, dass sie schlechter sind als Rißpiraten, Indianer und Kaffern!

Brauchen wir darum ein Bild, ein Gleichnis — das uralte Mittel der Belehrung.

Da steht ein anscheinend friedliches Dorf. Lauter saubere Häuser, darinnen glückliche Menschen ihrer Arbeit obzuliegen scheinen. Jede Familie hat ja ihre Eigenheiten, durch die sie sich von den Nachbarn unterscheidet. Aber man ist aufeinander angewiesen, man besucht einander gegenseitig, zeigt sich seine verschiedenen Räume mit ihren Einrichtungen und spricht von den guten Beziehungen zueinander. Noch mehr! Wenn in einem Hause Krankheit einkehrt, so unterstützen die andern die unglückliche Familie, und als einst der Blitz ein Heim einäscherte, flossen Spenden aus allen andern Häusern, so dass die Not bald behoben war.

Aber — nun das Merkwürdige! Diese Häuser alle sind die reinsten Festungen. Ein Teil der Hausbewohner steht ununterbrochen in Uniform. Kein Tag vergeht, ohne dass in sämtlichen Häusern Schiessübungen vorgenommen werden. An den Fenstern stehen geladene Geschütze, die auf die Nachbarnhäuser gerichtet sind. Ein grosser Teil des Tages wird mit Instandsetzung der Waffen zugebracht, und allwöchentlich werden die alten Waffen durch neue, verbesserte ersetzt. Die Leute könnten im Wohlstande leben, wenn sie nicht den grössten Teil ihres Einkommens und ihre beste Zeit dieser Neigung opferten. So aber haben sie mit beständiger Not, ja oft mit dem Ruin zu kämpfen.

Einmal kam ein Fremder in den Ort. Erstaunt fragte er da und dort in den Häusern, was diese Vorbereitungen bedeuteten. Da fingen die Leute zu lachen an, das sei doch selbstverständlich zur Erhaltung der freundschaftlichen Beziehungen, sagten sie. Es sei alte Tradition bei ihnen, und der Urgrossvater habe schon gelehrt, dass wer in Freundschaft mit seinem Nachbar leben wolle, stets die geladene Kanone auf dessen gute Stube gerichtet haben müsse. Als der Fremdling Einwände gegen diese Ansicht geltend machte, schallt man ihn einen Narren, und als in einem Hause der Sohn sich erlaubte, der Ansicht des Fremden beizupflichten, wurde er von den übrigen Familiengliedern als Verräter der Hausehre mitsamt dem Fremdling vor die Türe gesetzt!

Die Menschen dieses unglückseligen Dorfes erkannten ihre Torheit nicht, sie sahen nicht, welche Schande sie sich selbst und einander gegenseitig antaten.

G.-C.

—o—

Krieg dem Kriege.

Von Oberstlieutenant Graewe-Neisse.

Oberstlieutenant Graewe, ein Veteran von 1870/71, war vor einiger Zeit im Auftrag der Deutschen Friedensgesellschaft auf einer Vortragsreise begriffen, die ihn auch nach Stuttgart und nach Heilbronn führte. Seine dort gemachten Ausführungen über die Greuelthaten des Krieges und über das Wesen desselben verdienen allgemeine Beachtung:

Die Bestrebungen der Deutschen Friedensgesellschaft, der vorjährige deutsche Friedenskongress zu Jena und die Besuche deutscher Männer verschiedenster Berufe in England, sowie der interparlamentarischen

rische Friedenskongress zu Berlin sind als Ausdruck des Wunsches der Völker nach friedlicher Verständigung die sympathischsten Erscheinungen unserer Zeit. Sie alle hatten als edles Ziel die Bekämpfung des Krieges, und was ist edler, als dem unnatürlichen Wirken des Krieges entgegenzutreten, die einen zu befreien, den andern bis ins Alter ihre Lieben zu erhalten. „Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ ist der Grundsatz unserer Staatsleiter, und wie bald sind sie am Ende dieser Mittel angekommen. Ihnen ist der Krieg ein stets brauchbares Werkzeug zur Erhaltung ihres Systems. So ohnmächtig die Diplomatie stets war bei der Beseitigung des Krieges, so eifrig benutzte sie den Krieg, um über alle Schwierigkeiten hinwegzukommen, namentlich auch über die der inneren Politik. Schon oft wurde der Krieg benutzt, um das Feudalsystem gegen den im Volk mächtig anwachsenden Freiheitsstrom aufrecht zu erhalten. Kriege herbeizuführen ist auch in der Jetztzeit noch immer wenigen schwachen, vorurteilsvollen Menschen überlassen, obgleich die allgemeine Wehrpflicht seit lange die Leiden des Krieges der Masse der Völker aufbürdet.

Ueber das Wesen des eigentlichen Krieges herrscht im Volke viel Irrtum, da durch Gesetzgeber, Geschichtsschreiber, Regierende und andere Interessenten ein verschleiender Nimbus um ihn gebreitet wird. Der wahre Krieg hat gar nichts Schönes, Erhebendes, sein innerstes Wesen, die Vernichtung des Gegners, ist sogar die hässlichste menschliche Tätigkeit, die man sich nur denken kann, denn der Anblick des Sterbens im Kriege ist gar nicht verschieden von dem des unnatürlichen Sterbens anderer Geschöpfe auf der Jagd oder im Schlachthaus. Wie schwer und ungemütlich stirbt jeder Verwundete! Wie oft, auch in Lazaretten, wo ich lange verwundet lag, konnte man als letztes Wort Sterbender ein bitteres, die bestehenden Zustände anklagendes hören. Wenn Horaz sagt, dass es süß sei, auf dem Schlachtfeld zu sterben, so hat er sicher niemals eine Schlacht mitgemacht. Wie sieht es denn im wahren Krieg aus? Der natürlichste Trieb im Menschen, der der Selbsterhaltung, spielt da die grösste Rolle: also das Minderwertige im Menschen. Keine Steigerung der Gefahr, ohne dass nicht mit ihr der Wunsch der Erhaltung des Lebens wüchse. Andererseits wird bei Abwesenheit der Gefahr der Mensch Schwächeren gegen-

über stets zur Bestie. Gegen beide menschlichen Eigenschaften, die dem eigentlichen Kriege das Gepräge geben, hat man von Alters her die verschiedensten Mittel angewandt, von denen Disziplin und Gewohnheit sich noch als die wirksamsten bewährt haben. Und wie geht es in der Schlacht zu? Junge Leute, die den Tod nie gesehen haben, kommen ohne Kenntnis der Gefahr ins Feuer. In den ersten Minuten geht alles gut. Dann sehen sie einen Schwervertriebenen am Boden liegen, mit allen Zeichen des Todes. Mit rasender Kraft schlagen die Kugeln ein, und grell tritt ihnen bald ihr eigenes, nahes, grausiges Los vor Augen. Jetzt ist es vorbei mit der Unkenntnis der Gefahr, und die Stimmung beginnt, die in den klassischen Worten liegt: „Ich wünschte, es wäre Nacht!“ Aber die Nacht ist vielleicht noch zwölf Stunden fern, und der moralische Halt sinkt mit jeder Minute. Längst sind die vorn Liegenden blind und taub für alles vor ihnen und um sie her, ausser für jeden Schlag, den der stets bereite Tod austeilt, und wenn die Eindrücke sich ins Unerträgliche steigern, reisst diese Halbtoten oft Panik fort, wie sie jede Schlacht zeigt. Und die Opfer, die unter dem fürchterlichen Lärm auf dem Schlachtfelde ihr Leben beschliessen müssen? Selten fordert sie der Tod sofort, meist erst nach minuten- oder stundenlanger Qual. Dem wahren Krieg liegt also, sowohl durch den Grundton, auf welchen die menschliche Natur gestimmt ist, wie in dem Wesen des Kampfes selbst alles Schöne, Erhabene, Dramatische völlig fern. Dies ist erst zu selbstischen Zwecken hineingebracht, wobei sich die Macher oft noch selbst betrogen. Von einem „frischen, fröhlichen Krieg“ können nur die reden, die weit hinten oder gar nicht dabei waren. Ihnen sind dann die Zutaten die Hauptsache, und das schöne Phantasiebild ist fertig mit den im wirksamsten Feuer herumgaloppierenden Reitergruppen, deren Pferden selbst das Verständnis für die glorreiche Situation aus den Augen leuchtet, wie es unzählige Schlachtenbilder alter und neuer Maler bis zum Ueberdruß vorfabeln. Auch die Weltgeschichte, dieses menschliche Stückwerk, hat, um sich interessant zu machen und um gelesen zu werden, ohne Skrupel eine Menge schöner Bilder vom Kriege angenommen, die jeder, der einmal eine Schlacht in vorderster Linie mitmachte, immer sofort als psychologische Unmöglichkeiten erkennt. Dem schönen Rausche mit seinen unwahren Bildern steht

Feuilleton.

Es müssen doch schöne Erinnerungen sein! ..

Von *Bertha von Suttner*.

Dass ich zwischen fünf und sechs zu Hause sei, hatte ich meinen Freunden und Bekannten zu wissen gemacht.

An jenem Nachmittage, von dem ich erzählen will, war zufällig eine grössere Gesellschaft zusammengetroffen, darunter einige unserer Vereinsgenossen, aber noch mehr Aussenstehende.

Die Unterhaltung drehte sich — genau weiss ich es nicht mehr — vermutlich um irgend ein neues Theaterstück, oder um die soziale Gefahr, oder um das Ueberhandnehmen der Kleiderschleppe, vielleicht — sehr wahrscheinlich sogar — auch um das Wetter. Wovon aber die längste Zeit nicht gesprochen wurde, welches Thema zu berühren man ängstlich mied, dessen kann ich mich genau entsinnen: das ist die Existenz der Friedensgesellschaften.

Im Hause eines Gehenkten pflügt man den Strick

nicht zu erwähnen, und im Sinne dieser selben zarten Rücksicht sind die Leute, uns militanten Friedensfreunden gegenüber, stets bemüht, nur ja keine Anspielungen auf unsere unpraktischen Ziele zu machen, auf unsere von den meisten belächelte, von manchem sogar scheel angesehene „fixe Idee“. Im übrigen lässt sich ja ganz vernünftig mit uns reden, wozu also uns auf einen Gegenstand bringen, in welchem wir von kindischer Schwärmerei befangen sind; warum der unangenehmen Alternative sich aussetzen, entweder höfliche Falschheit anzuwenden und ernsthaft über Dinge sprechen, über die man eben in anderer Gesellschaft gespottet hat, oder uns mit aufrichtiger Grobheit ins Gesicht zu sagen, dass wir Unmögliches wollen, oder doch einen unmöglichen Weg eingeschlagen, mit einem Wort, dass es uns — in diesem Punkte wenigstens — an Vernunft fehlt.

Und wir lassen es zumeist auch bei diesem Usus bewenden. Es ist ein gar so ungemütliches und dabei unfruchtbares Beginnen, die landläufigen Einwendungen immer wieder anzuhören, immer wieder entkräften zu sollen und dabei zu wissen, dass man von seinem Widerpart von vornherein als — ich will nicht sagen als verrückt, aber als fanatisiert betrachtet wird.

die Wirklichkeit gegenüber mit ihrem Elend. „Die furchtbarste Katastrophe nach einer verlorenen Schlacht“, sagt ein bekannter Militärschriftsteller, „ist eine gewonnene“ und kennzeichnet damit den Seelenzustand derer, die die Schlacht wirklich schlugen, war sie nun siegreich oder verloren.

Leider haben die Haager Friedenskonferenzen gar keine Einschränkung des eigentlichen Krieges gebracht, nebensächliche Besserungen nützen nichts, humanisieren lässt sich der Krieg nicht. Das lag in der Natur dieser Versammlungen, denn die dort vertretenen Regierungen müssen unter den jetzigen Verhältnissen die Illusionen über den Krieg selbst pflegen, um im Bedarfsfall ein zuverlässiges Werkzeug am eigenen Volk zu haben. Die Diplomaten werden im Kampf gegen den eigentlichen Krieg immer versagen. Hier können nur die Völker selbst helfen. So hatten auch schon besseren Erfolg die von den Kriegsanhängern gehässig verhöhten Annäherungen der Geistlichkeit, der Presse, Parlamentarier und Vertreter grosser Städte verschiedener Länder, indem sie drastisch den Willen der Völker nach friedlicher Verständigung zum Ausdruck brachten, das Solidaritätsgefühl unter den zivilisierten Nationen der Erde stärkten und vor allem die Völker selbst erweckten, welche bisher jedes Unglück immer lethargisch hatten über sich ergehen lassen.

Leider haben dem Treiben der Kriegsfreunde Kirche und Schule stets Vorschub geleistet, erstere indem sie niemals dem Kriege prinzipiell entgegentrat, letztere durch Pflege chauvinistischer Ideen. Und doch ist hier, besonders für einen Christen, das Schlechte so leicht zu erkennen. Schon die Ursachen zeigen dies als niedrige Produkte. Fast immer handelt es sich um einen Zuwachs an Macht und Ansehen im Völkerleben, um selbst materiell besser leben zu können. Für solche Zwecke hat Christus nicht gelehrt und gelitten, ist er nicht gestorben. Die Haltung der Kirche dem Krieg gegenüber hat sie auch den Heiden stets schwer verständlich gemacht, sie können nicht begreifen, dass schwarz auch weiss sein soll. Was nützen z. B. alle materiellen Schätze, die jetzt noch vielleicht in Südwestafrika einmal gefunden werden, nachdem die idealen Lehren preisgegeben, die Bewohner ausgerottet oder heimatlos gemacht sind, in der Wüste Omaha allein 15,000 Frauen und Kinder qual-

voll verdursten mussten. Die Lehre Christi, der selber noch im Sterben um seine Feinde bat, ist klar. An seinen Worten und an dem Geist seiner Lehre ist nicht zu deuteln. Der Redner beweist dies an einer grossen Anzahl von Bibelstellen, die die Friedfertigkeit zum Ausdruck bringen. In den ersten Jahrhunderten hielten die Christen auch diese Lehren hoch, kein Christ nahm Kriegsdienste. Erst die Völkerwanderung mit ihren furchtbaren Raub- und Kriegszügen bewog die damalige Kirche, den veränderten Zeitverhältnissen Zugeständnisse zu machen. Sie schaltete den Friedensgedanken aus ihrer Lehre aus und machte sich dadurch die rohen, jungen Staatsgebiete gewogen; sie gewann an Macht, aber ihre ursprüngliche Reinheit als Friedenslehre war dahin, als einzige Hoffnung blieb noch das Jenseits nach dem Tode. Die feudalen und absolutistischen Staatssysteme, die jahrhundertlang ihren egoistischen Trieben gelebt hatten, haben allmählich abgewirtschaftet, die Kirche verharrt aber immer noch auf ihrem mittelalterlichen Standpunkt. Haben manche Geistliche keine rechte Vorstellung von dem Elend des Krieges? Mögen sie der Tausende von Müttern gedenken, denen der Krieg den letzten Trost nahm. 1870 starben 200,000 junge Leute in der Blüte ihrer Jahre, um deren jeden eine Mutter sich grämte bis ins eigene Grab hinein. Der sich nicht hineinenden kann in den Kriegsjammer, der halte sich doch an die einfachen Lehren Christi, der die Not der Menschen immer am besten verstand.

In der Schule ist es hauptsächlich die übermässige Bewertung der Literatur des Altertums, zu meist Kriegsliteratur, die bekämpft werden muss. Die Instinkte des römischen Staats passen nicht mehr in unsere Zeit. In den kriegsgeschichtlichen Werken des Altertums findet übrigens der eigentliche Krieg eine minderwertige Behandlung, erst phantasievolle Schriftsteller erfanden die Verherrlichung. Welche falsche Basis für die Lebensanschauungen unserer gebildeten Stände!

Auch der Presse fällt im Kampfe gegen den Krieg eine Hauptrolle zu. In erregten Zeiten unterliegen die Massen nur leicht der Suggestion, und dies wird von gewissenlosen Kriegsmachern stets weidlich ausgenützt. Da kann die Presse ein treuer Wächter der Völker werden, indem sie zu geeigneter Zeit auf die Gefahren hinweist und durch häufige Warnungen die Aufmerksamkeit der Völker wach erhält. Zu be-

Ebenso unbequem wie die im geselligen Umgang versuchte Bekehrung, ist die Salon-Belehrung. Wenn da einer mit ungeheuer wissbegieriger und masslos stauender Miene — als erkundigte er sich über einen fabelhaften, in der Milchstrasse sich abspielenden Vorfall — uns fragt: „Ach, sagen Sie mir doch, ich bitte ... das ist ja höchst merkwürdig ... was ist denn das eigentlich für eine Bewegung? ... wo will sie denn hinaus? ... und hat sie denn wirklich schon Anhänger?“

Da kann man nur mit einem tiefen Seufzer antworten — und mittelst einer leicht hingeworfenen Wendung lenkt man das Gespräch wohl selber ab.

Häufig wird einem auch mit freundlicher UeberEinstimmung begegnet: „Aber natürlich! Wir sind ja alle Friedensfreunde, und einmal ... in vielen hundert Jahren ...“

Nun ja, was man nicht ausgeführt sehen will, aber offen zu verwerfen nicht den Mut hat, das vertagt man ganz einfach. Diese ganz herablassende Versicherung, dass wir im Grunde ganz dasselbe wollen wie ringsum alle Welt, und dass im Lauf der Zeiten — so ungefähr in einem recht schlachtengefüllten halben Jahrtausend — unser Friedensideal sich von selber

erfüllen werde, damit verleiht man uns doch deutlich ein Ueberflüssigkeitspatent.

Und leider: viele aus unseren eigenen Reihen, die Lauen und die Zagenden oder die da fürchten, für gar zu „unpraktisch“ gehalten zu werden, geben selber diese Jahrhundertfrist zu.

Wenn sich das bewahrheitet, wenn es wirklich noch das Werk vieler Generationen bedarf, um mit dem grössten Unglück aufzuräumen, das die Menschheit kennt, dann wird der Beweis noch nicht erbracht sein, dass es so lange dauern musste, sondern es kann die Ursache dieser Verlangsamung eben darin liegen, dass man an die Ferne des Ziels wie an ein Dogma glaubte.

Freilich entstehen grosse Umwandlungen nicht rasch — aber erwägt man denn nicht, wieviel der stillen, unbemerkt gebliebenen Vorbereitung schon vor unserer Gegenwart geschehen? Keinesfalls zeugt die Langsamkeit in der Erreichung eines Ziels für die Länge eines Weges — sie kann auch aus der Schleichbewegung des Schrittes folgen. Die Hauptsache ist, dass man sich überhaupt auf den Weg macht; was von menschlichen Entschliessungen abhängt, das muss auch mit Entschlossenheit getan werden.

kämpfen sind auch die immer wiederkehrenden Versuche, welche leichtsinnig und böswillig die Völker zweier Länder überzeugen wollen, dass ein Krieg zwischen ihnen unvermeidbar sei. Solche Wölfe in Schafskleidern zu entlarven ist ein besonderer Vorzug der Presse. Verhöhnungen und fortgesetzte Herabwürdigungen des Auslandes sind ebenfalls zu verurteilen.

Der Vortragende schliesst: Arbeite jeder nach seinen Kräften für die Beseitigung des Krieges im Geiste der Menschlichkeit und des Christentums und kämpfe auch ein jeder mit dem Wort gegen die rohe Gewalt, Blut und Eisen. Macht gibt auch hier den Ausschlag. Die jetzige Zeit scheint günstig zur Aufnahme besserer Ideen. Schaffe daher jeder solange es Tag ist. Das ausgestreute Samenkorn findet vielleicht nie wieder einen so günstigen Boden wie jetzt.

—o—

Ein Aufruf

an die akademische Jugend Deutschlands

wurde von der Geschäftsleitung der Deutschen Friedensgesellschaft an über 300 deutsche studentische Verbindungen und Gesellschaften verschickt.

Kommilitonen!

Ein Ideal, ebenso würdig als bedürftig jugendkräftiger Hingebung und männlicher Willensanstrengung finden Sie in den Zielen der modernen Friedensbewegung, welche den Zweck hat, einen Zustand herbeiführen zu helfen, der unserem Vaterlande eine Sicherstellung gegen äussere Gefahren und dadurch die Möglichkeit ruhiger Entwicklung seiner Kräfte gewährleistet. Es kann dies gelingen durch die Errichtung eines grossen, europäischen Völkerbundes, auf dem Boden von noch zu schaffenden Staatsgrundverträgen. Dann wird man aufräumen mit dem Satze, der so lange die Welt regierte, dass Gewalt vor Recht geht, und die Streitfragen unter den Völkern werden in Zukunft durch den internationalen Gerichtshof geregelt werden.

Freilich solange das internationale Prozessverfahren nicht weiter ausgebildet ist als heute, solange wir nicht stärkere Garantien für die Aufrechterhaltung unseres Besitzstandes haben, kann selbstverständlich von einer Schwächung der deutschen Wehrhaftigkeit nicht

die Rede sein, und wir denken nicht daran, unsern jungen Freunden den Militärdienst zu verleiden. Nichtsdestoweniger können wir uns in dem Streben nach dem friedlichen Ziele der Menschheitsentwicklung keinen bessern Bundesgenossen denken als die akademische Jugend, die mit ihrem machtvollen Drange nach Fortschritt für die Förderung dieser aufwärtsstrebenden Kulturbewegung besonders berufen zu sein scheint und gewiss gerne teilnehmen wird an der Bekämpfung der noch vielfach herrschenden Vorurteile einer alternden Weltanschauung.

Wir wollen auf diese Vorurteile hier nicht näher eingehen, deren erfolgreiche Widerlegung Sie in unseren Schriften finden können. Wenn Sie sich mit dem Studium unserer Literatur vertraut machen, werden Sie bald finden, dass das, was wir erstreben, nur eine natürliche Entwicklung der Kultur des Menschengeschlechtes ist, die lückenlos zu dem angedeuteten Ziele führen muss. Das Bewusstsein der Interessengemeinschaft, der Zusammengehörigkeit und Solidarität aller Völker gewinnt in unserem Zeitalter des Handels und Verkehrs, wo Dampf und Elektrizität alle Schranken und Entfernungen aufzuheben scheinen, in immer weiteren Kreisen Boden, und gewiss wird je länger desto kräftiger die Erkenntnis durchbrechen, dass zwischen zivilisierten, rechtlich und sittlich gebildeten Nationen Kriege vermeidbar sind und dass die Herbeiführung eines vermeidbaren Krieges ein unsühnbares Unrecht bedeutet. Haben wir doch jahrhundertlang andauernde Streitfragen zwischen Nationen sowohl im Osten als im Westen, im äussersten Norden und im Südosten unseres Erdteils vor ganz kurzer Zeit durch friedliche Unterhandlungen beilegen sehen; ja unser eigenes Vaterland hat in diesem Augenblick eine Differenz mit seinem Nachbarlande dem Haager Schiedsgerichte unterbreitet.

Wenn Sie sich an diesem Streben beteiligen, werden Sie als Ihre Mitkämpfer die grössten Geister aller Völker und Zeiten um sich vereinigt sehen. Sie finden auch Ihre Kommilitonen in andern Ländern Europas und Amerikas schon rüstig an dieser Arbeit, so namentlich die akademische Gesellschaft „Corda fratres“, die ihr Netz schon über 63 Universitäten spannte. England, Frankreich, Italien, Nordamerika nehmen teil an dieser akademischen Bewegung, die leider in unserem Vaterlande noch keinen Fuss fassen konnte. Reichen Sie diesen akademischen Friedens-

An jenem Nachmittage wurde dennoch mit der Sitte gebrochen, über die Dinge zu schweigen, mit Bezug auf welche die Hausfrau und einige ihrer Freunde mit so notorischer Geistesschwäche behaftet sind. Ganz plötzlich — es wirkte wie eine kalte Dusche — warf einer die Frage auf:

„Nun, meine Herrschaften, wie steht es mit der Abrüstung? — haben Sie den ewigen Frieden noch nicht durchgesetzt?“

Der frivole Hohn, der in diesen Worten lag, verletzte sogar einen unserer Gegner. Ohne uns Zeit zu lassen, zu erwidern, nahm ein alter Herr, der noch vor kurzem erklärt hatte, sich den Friedensfreunden nicht anschliessen zu wollen, jetzt selber für dieselben Partei:

„Die Herrschaften haben ja gar nicht die Absichten, die Sie ihnen zuschreiben; sie wollen ja nur den Grundsatz der allgemeinen Menschenliebe verbreiten, nur die Friedfertigkeit und Sanftmut pflegen und veredelnd auf die Gemüter einwirken, damit allmählich die Kriege seltener werden...“

Ach, bei diesem Plädoyer — die reine Limonade — war es bald um meine eigene Sanftmut und Fried-

fertigkeit geschehen, aber ich wollte nicht unterbrechen. Dies tat dann jemand anderer.

„Ach, ich bitte Sie, wie sollten denn die Menschen jemals solche Engel werden? Wie soll denn so viel Friede und Güte alle Herzen füllen? Und ist die Predigt: ‚liebet einander‘ etwa neu? Wird sie nicht von allen Kirchen gepredigt, jedenfalls weit vernehmbarer als von den obskuren Friedensfreunden — und doch, mit wie wenig Erfolg? Beweist das nicht klar, dass es der menschlichen Natur unmöglich ist, allen Groll zu ersticken, ohne Streit zu leben und von allumfassender Liebe zu überfließen...“

„Das ist auch gar nicht nötig,“ rief einer von den unsern. „Der Groll soll nur weiter gären, aber nicht gegen den Grenznachbar, sondern gegen das Unrecht aller Orten; der Streit braucht nicht aufzuhören, nur anders soll er geschlichtet werden als durch Kolbenschläge. Und alle Welt zu lieben, das verdient ‚alle Welt‘ wahrlich nicht! Aber auf den Hass, den organisierten, zum blindwütigen aufgestachelten, zum Gesetz erhobenen Hass soll verzichtet werden. Gar so zärtlicher, überall hin träufelnder Nächstenliebe bedarf es doch nicht, um dem Toben und Morden und